

**Zeitschrift:** Schweizer katholische Frauenzeitung : Wochenbl. für Unterhaltung u. Belehrung  
**Band:** 5 (1905)  
**Heft:** 34

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schweiz. kath. Frauenzeitung

Wochenblatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Redaktion: Frau A. Winistörfer in Sarmenstorf (Arg.)

Verlag: Buch- & Kunstdruckerei Union in Solothurn.

Monatliche Gratis-Beilagen:  
**Modebilder mit Schnitt-Mustern und  
Abbildungen u. Beschreibungen von  
Handarbeiten.**



**Abonnementspreise:**  
Für die Schweiz: Jährlich Fr. 4.50, halbjährl. Fr. 2.25.  
Für das Ausland: Jährlich Fr. 7.50, halbjährl. Fr. 3.75.  
**Insertionspreis:**  
20 Lts. die einspaltige Petitzeile oder deren Raum.

N<sup>o</sup> 34.

Solothurn, 26. August 1905.

5. Jahrgang.

**Inhalt von Nr. 34:** Gefallen. (Gedicht.) — Vernunft, Sitte und Mode. — Samenförner. — Säuglingssterblichkeit und Charitas. (Schluß.) — Das Menschenherz. (Gedicht.) — Schwester Angela. (Schluß.) — Untraut streuen. — Brief an den Verfasser der „Alpenrosen mit Dornen“. (Schluß.) — Die hl. Radegundis, Magd. — Institut Marienburg. — Der Lavendel oder die Spiege. — Umschlag: Küche. — Fürs Haus. — Öffentlicher Sprechsaal. — Literarisches. — Die Hygiene des Umzugs. — Inverate.

## Wie erwirbt man **Wahre Schönheit?**



**In 10—14 Tagen** einen blendend reinen, rosigen Teint!

Bei Anwendung meines neuen Verfahrens verschwinden **Sommersprossen, Mitesser, Säuren, Gesichts- und Nasenröte, Falten, gelbe Flecken, rauhe, spröde Haut und alle Hautunreinigkeiten** für immer unter Garantie und die Haut wird samtweich und jugendfrisch. Preis dieses Mittels **Fr. 4.75.** 235

Hierzu Gratis-Broschüre: „Die moderne Schönheitspflege“.  
Versand gegen Nachnahme oder Voreinsendung (auch Marken).  
Institut für **Frau H. D. Schenke** Zürich  
Schönheitspflege Bahnhofstrasse 16

## Verlangen Sie gratis

unsern neuen Katalog mit 900 photographischen Abbildungen über **garantierte** 261<sup>13</sup> H 4602 Lz

### Uhren, Gold- u. Silberwaren.

**E. Leicht-Mayer & Cie., Luzern 16, bei der Hofkirche**



Zu beziehen im Verlag der Buch- und Kunstdruckerei Union in Solothurn:

## Unsere liebe Frau im Stein

in Wort und Bild:

### Geschichte der Wallfahrt und des Klosters Maria Stein

von P. Laurentius Gschle, O. S. B.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage mit vielen Illustrationen.

**Preis:**

Elegant broschiert . . . . . Fr. 1. —  
Originaleinband in Leinen mit Kotschnitt . . . . . „ 2. 50  
„ „ Lederimitation mit Goldschnitt und Schutzhülle . . . . . „ 3. 50



Der beste Kaffee-Zusatz



in Kisteln, rosa Paqueten,  
*homöopath. Dr. Katsch,*  
zu haben in allen besseren Spezereiwaren-  
handlungen. 142<sup>o</sup>  
Man verlange ausdrücklich  
**Marke: Kaffeemühle!**

## Das häusliche Glück.

Haushaltungsunterricht  
und Anleitung zum Kochen  
für alle Frauen und Mädchen, die billig  
und gut haushalten wollen.  
220 Seiten. — Gebunden.

Preis Fr. 1.25

**Baden A. Doppler,**  
(St. Margau) 175<sup>5</sup> Buchhandlung.

**Mädchenschutzverein Solothurn.**

Stellen-Vermittlung:

Montag, Mittwoch und Freitag, abends 5 bis  
6 Uhr im Marienhaus.



## Rüche.

**Birnenkompot.** Man schält ungefähr 20–24 mittelgroße, gute Birnen, wüßt sie, nachdem die Fliegen ausgestochen und die Stiele etwas abgestutzt sind, sogleich in frisches Wasser. Alsdann werden sie in siedendes Wasser, mit Zugabe von einem Glas Weißwein, Zucker, ein kleiner Zimmtstengel und etwas Zitronenschale langsam weichgekocht. Auf einem Sieb läßt man sie hierauf abtropfen und erkalten und richtet sie dann pyramidenartig, mit den Stielen aufwärts, auf die bestimmte Schüssel an. Den zurückgebliebenen Saft kocht man inzwischen noch dicker ein und gießt ihn, wenn er ganz erkaltet ist, über die Birnen.

**Pflaumenkompot.** Man übergießt ungefähr 40 schöne, reife, doch noch etwas feste Pflaumen oder Zwetschgen mit kochendem Wasser, stellt sie eine Viertelstunde zugedeckt bei Seite und zieht dann die Haut von den Früchten ab. Sind sie nicht vollständig reif, so muß man sich dabei eines Messers bedienen, weil die Haut sich leicht löst. Unterdessen werden ca. 150 Gramm Zucker mit  $\frac{1}{2}$  Liter Wasser und  $\frac{1}{2}$  Liter Wein aufs Feuer gesetzt, nach Abschäumen die Früchte hineingegeben und nachdem man sie darin einige Zeit mehr hat ziehen als kochen lassen, legt man sie mit einem Schaumlöffel auf ein Sieb zum Abtropfen. Der zurückgebliebene und der abgelaufene Saft wird noch dicker eingekocht und hernach über das Kompot angerichtet.



## fürs Haus.

**Lackstiesel** reibe man mit einer Zwiebel ein und nachher mit einem wollenen Luche glänzend. Dadurch wird das Anstreichen mit dem teuren Lack unnötig.

**Insektenstich** bestreiche man, nachdem der Stachel herausgezogen ist, mit einer durchschnittenen Zwiebel, wodurch der Schmerz aufhört und die Geschwulst verhindert wird.

Um **Haustiere** von Ungeziefer zu befreien, wasche man sie mit einem Abjud von wildem Rosmarin.



## Öffentlicher Sprechsaal.

### Fragen:

**Frage 101.** Was bedeuten die sechs mal zehn Perlen am Rosenkranz der unbefleckten Empfängnis von N.-D. de Lourdes? (Mir ist nur bekannt, daß die Marien-Erscheinung der Bernadette einen derartigen Rosenkranz am Arme trug.)

Welche Gebete werden beim Gebrauch der großen, sechsmal zehnerligen Rosenkränze verrichtet? Oder dienen diese nur als geweihter Zimmer Schmuck? Für gütige Auskunft „Herzliches Vergelt's Gott!“  
A. J.

**Frage 102.** Ist das Abonnieren auf die Zeitschrift „Fürs Schweizer Haus“ für katholische Frauenpersonen zu empfehlen.

**Frage 103.** Hat eine Abonnentin auch schon Versuche gemacht mit „Mondamin“ zu Sommer-Flammeris? Wie ist derselbe ausgefallen? Wo ist ersterer erhältlich und wie teuer?

**Frage 104.** Wie reinigt man bronzierte Kaffee- und Zuckerbüchsen, die vom steten Öffnen schmutzig resp. fettig geworden, ohne der Bronze zu schaden?

**Frage 105.** Welches Modenblatt enthält am meisten Häkelarbeit? Wo ist solches zu beziehen und wie teuer pro Quartal?

**Frage 106.** Ist es von Nutzen, einen kleinen Garten besitzend, die Gartenzeitung zu abonnieren? Wo ist sie zu bestellen und was kostet sie jährlich?  
Langjährige Abonnentin.

### Antworten:

**Auf Frage 97.** Für gesunden, freundlichen Ferienaufenthalt bei bescheidenen Ansprüchen empfehlen sich Geschwister Zehnder, Unterägeri.



## Literarisches.

**Ein Wort aus Kindermund im dunkeln Sudan.** In Segu im Sudan, wo der Islam fast alle Neger beherrscht und die christlichen Missionen infolge dessen mit großen Hindernissen zu kämpfen und mit unermüdlicher Geduld sich zu wappnen haben hatten die „Weißen Schwestern“ im Innern der Stadt zwei Mädchenschulen errichtet, die sich bald regen Besuches erfreuten. Der Anfang kostete unendliche Mühe, bis die Finger der schwarzen Mägdelein die Nadel handzuhaben und die Plappermäulchen zu schweigen gelernt hatten, verging eine lange Weile. Jetzt sind sie übrigens eifrig, jedoch dürfen die Schwestern ihnen wegen des herrschenden Fanatismus noch keinen Religionsunterricht erteilen. Umso erstaunlicher ist die Antwort einer Kleinen, die immer um Geschenke bat. „Aber,“ sagte ihr eines Tages die Schwester, „ich schenke dir immer etwas und von dir bekomme ich gar nichts.“ „Du weißt recht gut, liebe Schwester,“ sagte das plötzlich ernst werdende Kind, „daß dich der liebe Gott belohnen wird.“ . . . .

Vom Sudan führt uns die „Kleine Afrika-Bibliothek“ (zu beziehen von der Ausgabestelle der St. Petrus Claver-Sodalität in Solothurn, Ober-Stalden 69 zum jährlichen Preise von Fr. 1.20. Probenummern gratis und franko), deren Augustnummer wir diese anmutige Episode entnehmen, nach Süd-Afrika und erzählt uns von einem lieben Königskinde, „Manyenzihle“, der schöne Stern genannt. Auch bei den klugen Schilluknegern macht sie mit uns einen Besuch und zeigt uns den Missionär als Arzt für Leib und Seele. Am Kongo hören wir von den Elephanten und zum Schluß finden wir eine rührende Begebenheit eines alten braven Negers im belgischen Freistaat.

Die genannte Jugendzeitschrift entwickelt sich immer interessanter und reichhaltiger, sie wäre dringend als passendste Lektüre für die Jugend zu empfehlen; vor allem in einer Zeit, wo Afrika mehr und mehr Interesse erweckt.

**Le Traducteur** (Französisch-Deutsch) und **The Translator** (Englisch-Deutsch), Halbmonatschriften zum Studium der französischen, englischen und deutschen Sprache. Bezugspreis je Fr. 2.— halbjährlich. Probe-Nummern kostenlos durch den Verlag des „Traducteur“ oder des „Translator“ in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

Diese beiden Blätter sind ein vortreffliches Hilfsmittel zum Weiterstudium der genannten Sprachen. Der sorgfältig gewählte, reichhaltige Lese- und Übungsstoff, teilweise mit korrekter Uebersetzung, teilweise mit erklärenden Fußnoten, macht sie für den Einzelnen sowohl als auch für den Familienkreis ganz besonders empfehlenswert. Die Abonnenten verschiedener Zunge können mit einander in Korrespondenz treten. Ihr Preis ist in anbetracht der gebotenen Vorteile ein niedriger, und jeder eifrige Leser wird durch sie gewiß nachhaltige Förderung finden.

**Rundschau in der Alkoholfrage.** Redigiert von Dr. rer. polit. Franz Keller zu Heimbach (Baden). Erscheint monatlich. (Mk. 1.40 jährlich.) Freiburg i. Br., Caritasverband.

**Inhalt des 10. Heftes:** Von der Warte: Trinkerheilanstalt zu Renchen in Baden. Alkohol im Arbeiterhaushalt. Trinkzwang. — „Falsche und wahre Abstinente“ (von Dr. Franz Keller). — Arbeit und Genuß geistiger Getränke unter der englischen Arbeiterklasse II. (von P. A. Zimmerman S. J.) — Vom Bäckertisch.



## Die Hygiene des Umzugs.

Der Umzugstrubel bringt böse, arbeitsreiche Tage für die Hausfrau, um so mehr, da die Auszugspartei nicht nur wenige Stunden vor der Einzugspartei die Wohnung verlassen hat! Wie unhygienisch sieht es in der neuen Behausung aus. Man sollte, wie es doch oft beim Umzug vorkommt, nicht in den ungereinigten und unbesinfizierten Zimmern der verflorenen Mietspartei schlafen. Wenn die Zeit nicht reicht zu den anderen Wohnräumen am ersten Tage, so muß man es doch möglich machen, daß sie zur Schlafzimmereinigung reicht; das ist eine hygienische Pflicht, welche man seiner und seiner Familie Gesundheit unbedingt schuldig ist. Die einfachste



# Schweizer katholische Frauenzeitung

Von Seiner Heiligkeit Papst Leo XIII. gefegnet.

Wochenblatt für Unterhaltung und Belehrung

Mit monatlichen Gratisbeilagen: Modebilder mit Schnittmuster und Abbildungen und Beschreibungen von Handarbeiten.

Abonnementpreis für die Schweiz: jährlich Fr. 4. 50, halbjährlich Fr. 2. 25; für das Ausland: jährlich Fr. 7. 50, halbjährlich Fr. 3. 75.  
 Inserionspreis: 20 Cts. die einpaltige Zeile oder deren Raum.

№ 34.

Solothurn, 26. August 1905.

5. Jahrgang.

## Gefallen.

Und hast du schweren Fall getan,  
 O bleibe nur nicht liegen,  
 O blick' zum Himmel hoch hinan  
 Wie froh die Vögel fliegen.

Des Reueschmerzes Bitterkeit,  
 Vertrauen auf Vergeben,  
 O spanne diese Schwingen weit,  
 Um hoch empur zu schweben.

P. Josef Staub.

## Vernunft, Sitte und Mode.

In meinen Kinderjahren ward ich einmal auf den Dachboden geschickt, um etwas herunterzuholen. Der große Raum hatte auf meine Einbildungskraft stets eine große Macht ausgeübt, und die alten Schränke mit den mächtigen Schlössern meine Neugierde gelockt. Die Gelegenheit war nun günstig. Rasch entschlossen drehte ich den großen Schlüssel, das Schloß surrte, die Türe sprang auf wie von einer innern Gewalt getrieben, und ein richtiges Ungetüm warf sich mir entgegen. Blitzschnell dachte ich an die Märchen von Drachen und gefangenen Riesen. Ohne nachzusehen, eilte ich — eins, zwei, drei, so rasch die Füße mich trugen, die Treppen hinunter und verkündete die Schauermär.

Mein Großmütterlein lächelte über meinen Eifer, nahm mich bei der Hand und ging mit mir die Treppen empor bis zum Dachzimmer. Dort schritt sie mutig auf den offenstehenden Schrank zu und entnahm ihm die Ursache meiner Furcht: — einen weiten Reifrock, eine richtige Krinoline.

Manche Leserin wird nun sagen: „Es ist kein Wunder, die Krinoline war wirklich ein richtiges Ungetüm. Wir begreifen nicht, wie sie unsere Mütter und Großmütter nur tragen mochten. Es war eine häßliche Mode.“

Ich bin weit entfernt, der Krinoline das Wort reden zu wollen. Aber wenn ich überdenke, was wir selber schon alles getragen und „schön“ gefunden, und wie viel wir trugen und nicht schön fanden und trotzdem beibehielten, so müssen wir sagen, daß auch wir Frauen des 20. Jahrhunderts trotz aller Feinheitsbestrebungen der Göttin Mode gar manches Opfer gebracht.

In den Siebzigerjahren tauchte die alte Mode künstlichen Haarschmuckes wieder auf, und selbst einfache Dienstmägde prangten mit einem „falschen“ Pops. Dann kamen die sog. „Simpelstransen“. Alte und junge Damen schnitten die Scheitelhaare kurz ab und kämten sie tief in die Augen hinunter, so daß ein Kutschpferd noch prächtig dagegen aussah. „Hätte der liebe Gott gewollt, daß die Haare die Stirne bedeckten, so hätte er sie wachsen lassen,“ pflegte eine verehrte Lehrerin zu sagen, und das heilte mich von dem Wunsche, hier der Mode folgen zu dürfen. Raum hatten die „Stransen“ sich so breit gemacht, daß selbst die weiblichen Bewohner der sog. Zigeunerwagen, der wandernden Geschirreute und Kesselflicker sie trugen, verschwanden sie in den obern Regionen. Flugs griff man zur Brennschere und Wickeln. Die glatte Haare mußten sich kräuseln, daß selbst ein Neger daran seine Freude gehabt hätte.

Ähnliche Wandlungen erlebte die Kleidung. Wünschte die Mode spitze Schuhe und hohe Absätze, so preßte man gehorsam seine etwas breiten Füße in die Liliputanerform. Hatte man für das stolze Bewußtsein, „elegant und modern“ beschuht zu sein, sein halbes Duzend gewichtiger Hühneraugen eingetauscht, so sprang die Mode in das andere Extrem hinüber, und man lebte plötzlich „auf großem Fuße“. Mochten die Schuhe nun flache, „datschige“ Absätze und noch so breite, runde oder edige Vordertheile haben, man fand sie schön und probat und „praktisch“!



Und erst die Röcke und Hüte! Wie vielmals haben wir da unsern Geschmack geändert und uns — nolens volens — den Anforderungen der Mode unterworfen.

In unserer Jugend trugen wir die Röcke in geraden Bahnen. Von oben bis unten waren sie in gleicher Weise zugeschnitten und wir brauchten nur die „Enden“ zusammenzunähen und die „Blegi“ herzurichten. Oben ward der Rock eingereicht und wir setzten einen Stolz darein, daß möglichst gleichmäßige Falten und Fältchen die Taille umschlossen. Wurde der Rock schadhast, so ward er auf die einfachste Weise gewendet; der schadhafte Saum verschwand oben in den Falten. Es war somit eine praktische Mode.

Bald kam die Reaktion. Man verfiel auf die sog. „gebundenen“ Röcke. Diese Mode war nicht nur unschön und wenig anständig, sondern sie war auch nicht einmal neu. Schon um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert rügt ein Dichter dieselbe mit folgenden Worten: „Vor Zeiten zwängte man Leib und Gewand nicht zusammen — Das hat sich jetzt ganz verändert. Die Frauen binden sich nun selbst an Leib und Armen. Das möge Gott erbarmen, daß sich heute ein zartes Weib bindet selbst den hübschen Leib, daß sie nicht sich rühren mag gleich dem, als wär in ein Sack sie gestoßen und gebunden.“

Diese „gebundene“ Tracht veranlaßte bereits im 14. Jahrhundert magere Frauen zu allerlei Toilettenkünsten. Peter Suchenwirt wirft den eitlen Frauen seiner Zeit vor, daß sie die Seiten mit Baumwolle umlegen, und der alamannische Dichter von „des Teufels Neß“ meint satyrisch, in der Nacht hange die Hälfte (der Frau) auf der Stange.

Diese unschöne Mode des 19. Jahrhunderts trieb aber noch häßlichere Blüten: sie verfiel auf die „Tournüre“. Wenn wir heute an das höckerartige Anhängsel zurückdenken, fragen wir uns selber: „Wie war es möglich, daß diese Mode einmal mitgemacht wurde?“ Und doch haben wir als Bakfische für sie geschwärmt, haben sie wohl auch mitgemacht und auch da der Königin Mode unsern Tribut gezollt.

Später acceptierten wir die Faltenröcke, und unmerklich zuerst, aber immer mehr und mehr kam die Popsenstange zu hohen Ehren und war das Symbol der Frauenschönheit. Die unendlichen Schinkenärmel, die so viel Stoff verschlangen wie das Kleid und dabei die Schultern verbreiterten, verschwanden. Der Rock wurde um die Hüften enger und enger, ward zur „wandelnden Glocke“. Die Ärmel wurden bald weit und bauschig, bald eng. Heut hatten sie einen Bausch oben am Schulterblatt und morgen ein Säcklein am Handgelenk.

Wir alle machten mit; denn die Bequemlichkeit der fußfreien Röcke ließ uns das andere ertragen. Aber die Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Die Schleppe, die wir vom Erdboden vertilgt glaubten, feierte ihre Auferstehung. Daß sie im Salon ihr Dasein friste, dagegen haben die meisten von uns nichts, wohl aber möchten wir sie am Straßenkleid nicht aufkommen lassen. Wir würden uns bedanken, wollte man uns zumuten, mit dem Besen bewaffnet, die Straßen und Trottoirs zu kehren. Und doch tun dies die feinsten Modedamen, aber nicht mit dem Besen, sondern — mit dem eigenen Straßenkleid von Wolle, Seide oder Sammt. Kürzlich ward öffentlich auf verschiedene alte Gebräuche hingewiesen, die den Anforderungen der Hygiene nicht entsprechen sollten. Die Schleppe auf der Straße aber übertrifft sie alle so sicher als zweimal zwei vier sind. Hier nimmt sie die Feuchtigkeit des Bodens auf; dort legt sie wieder über eine staubige Straße. Wie leicht sie da trockene Bazillen aufnehmen und in die Wohnung verbreiten kann, ist einleuchtend.

„Aber man kann das Kleid hoch nehmen,“ wenden die Damen ein. Dies ist ja zum Teil richtig. Ob es aber auf Ausflügen, bei verregneten Landpartien usw. möglich ist, lasse ich dahingestellt. Zum mindesten ermüdet und ermattet die Trägerin eines zu langen Kleides eher, als wenn sie die Schleppe geopfert hätte. Gesundheitslehre und Reinlichkeit fordern, daß die Schleppe nicht auf der Straße sich breit mache.

Die größten Wandlungen aber machten jeweils die Hüte: mächtig groß und winzig klein, rund, eckig, oval, aufgebogen und zerdrückt, mit Bändern und Federn und wahren Blumenärten verziert, zierten und — verunzierten sie die Häupter ihrer Trägerinnen, ohne dabei ihren Zweck immer zu erfüllen.

Gleich den Schleppen an den Straßenkleidern möcht ich auch die handhohen steifen Halsseifen, vulgo Stehkragen ins Pfefferland wünschen und ihnen eine etwas „windige Gesellschaft“ gleich mitgeben, nämlich alle die weit ausgeschnittenen Sommertoiletten und die spinnwebdünnen Blusen mit den stark durchbrochenen Mustern, wie sie sich vielerorts gern breit machen.

Bequemlichkeit ist eine schöne Sache; modern gekleidet sein, der Wunsch der Frauenwelt. Beides ist an sich berechtigt; aber die Mode stehe nicht über Verstand und Sitte, sondern mitten zwischen ihnen.

M. H.



## Samenkörner.

Bei allem, was du wünschst, sprich: „Herr, wenn es dir wohlgefällt, geschehe das so! Weißt du aber, daß es mir schädlich sein würde und nicht zum Heile meiner Seele dienlich, so nimm von mir ein solches Verlangen! Ich gebe mich in deine Hand, drehe und wende mich um und um!“

Nimmer kannst du durch irgend ein zeitliches Gut gesättigt werden, weil du nicht um dergleichen Genusses willen erschaffen bist.

Du mußt ebenso bereitwillig sein zum Leiden als zur Freude, ebenso gern hungerig und arm sein als satt und reich.

Wenn du, mein Heiland, nicht vorangegangen wärest und uns gelehrt hättest, wer würde jene Bereitwilligkeit erreichen?  
Kempis.



## Säuglingssterblichkeit und Charitas.

(Schluß).

Als drittes Mittel zur Bekämpfung der hohen Säuglingssterblichkeit nenne ich die rein charitativen Bestrebungen. Warnen möchte ich jedoch vor Ueberschätzung der Bedeutung dieses Punktes. Ich habe schon auf die geringen bisherigen Erfolge der medizinisch hygienischen Bestrebungen hingewiesen. Bloßes Wohltun allein wird hier ebenso wenig Bedeutendes leisten. Aber wenn alles zusammenwirkt, dann wird die Zukunft bei dem frischen Wind, der jetzt auch in Laienkreisen weht, sicher eine Besserung konstatieren können.

Suchen wir also, die Ursachen jenes Uebels im Auge behaltend, vor allem durch zielbewusste, beharrliche, die Grenze unseres Könnens nicht überschreitende Mitarbeit an sozialen Veranstaltungen, ohne anderweitige Pflichten zu versäumen, die Bedingungen für die Säuglingssterblichkeit herabzusetzen!

Wer hier als Laie helfen will — vor allem dürften die Damen in Frage kommen — unterrichte sich zunächst selbst über die Bedingungen zu einer richtigen Ernährung und Pflege des Säuglings, nehme teil an etwaigen geeigneten Vorträgen und Kursen. Dann kann er in geeigneten Fällen durch Belehrung und weiterhin durch die Tat viel nützen. Was ich persönlich für unsern Zweck für besonders wichtig halte, ist eine gute Wöchnerinnenpflege. Viele arme Frauen, die in der schweren Zeit mindestens vierzehn Tage das Bett hüten sollten, sind oft gezwungen, schon früh wieder an ihre häuslichen Arbeiten zu gehen. Im Gefolge davon stellen sich mancherlei Beschwerden seitens der Mutter ein, die schließlich vielfach zur Aussetzung der natürlichen Ernährung des Kindes führen. Mangel an Einsicht, an Mitteln zc. führt dann zur unzweckmäßigen künstlichen Ernährung. Eine Schonung der Mutter in dieser Zeit lohnt sich am Kinde. Jede in derartiger Lage sich befindende Mutter sollte schon vorher dafür sorgen, eine Person zu be-

## Schwester Angela.

Eine Erzählung aus unsern Tagen von Antonie Jüngst.

\*\*\*

(Schluß.)

kommen, die ihr in dieser Zeit zwei bis drei Wochen den Haushalt führt. Man kann es nur bedauern, daß es nicht allorts eine Ordensgenossenschaft gibt, die sich, wie z. B. in Süddeutschland der Dritte Orden vom hl. Franziskus, mit der Wöchnerinnenpflege befaßt. Da ist noch ein Feld für die Charitas.

Durch Wort und Tat können Damen sich an den Bestrebungen zur richtigen Ernährung des Säuglings beteiligen. Eine gut unterrichtete Dame kann z. B. bei Armenbesuchen die oft törichten Ratschläge von Tanten und Nachbarinnen durch zweckmäßige Ersehen, eventuell ein krankes Kind an den Arzt verweisen. In neuester Zeit sind von ärztlicher Seite nach dem Beispiele Frankreichs und anderer Länder vielerorts Säuglingsmilchküchen ins Leben gerufen worden, wo nach ärztlichen Vorschriften für gesunde und kranke Kinder die individuell passende Nahrung zubereitet wird. Die Mitarbeit in einer solchen Milchküche, wie sie z. B. in München in einer solchen von Damen des Katholischen Frauenbundes geübt wird, ist recht verdienstlich. Das gleiche gilt von Säuglingskrippen. Interesse und Sinn für Charitas wird noch manches hierher Gehörige finden. Besonders rechne ich hierher, daß man sich mehr als bisher um die Mütter unehelicher Kinder kümmert, bedenkend, daß die Sorge für die Mutter gleichzeitig eine Sorge für das Kind bedeutet. Ganz absehen will ich hier von der Beteiligung an Veranstaltungen zu gunsten von Säuglingsheimen, Spitalern etc. Nicht wohlthues Wohltun jedoch hilft; Wohlthun schadet, wenn es den Empfänger energielos, träge zur Mitarbeit und Selbsthilfe macht. Deshalb handeln wir so, daß wir die natürlichen Ernährer zu stützen, nicht zu ersetzen suchen. Suchen wir gleichzeitig die Eltern zur Pflichterfüllung gegen die Gesundheit der Kinder zu erziehen. Dann wird unsere Arbeit auch bei den nachfolgenden Kindern nützen.

Doch der Arzt verstehe seinen Beruf, der Charitasfreund, der hier mitarbeiten will, seine Aufgabe schlecht, wenn er glaubt, damit genug getan zu haben. Denn nochmals; die Wurzel des Übels ist ja zumeist die Not. Dort müssen und sollen wir einsehen. Wer darum mitarbeitet an der geistigen und materiellen Hebung des Volkes, arbeitet mit an der Volksgeundheit, hilft mit, die große Säuglingssterblichkeit herabdrücken.



## Das Menschenherz.

Das Menschenherz, so klein es ist,  
Du wirst es nie begreifen;  
Darin wohnt Eintracht neben Zwist,  
Drin Haß und Liebe reisen.

Das Herz ist deines Lebens Grund,  
Die Werkstatt der Gefühle.  
Es treibt dein Uhrwerk Stund' um Stund',  
So wie das Rad die Mühle.

Drin rauscht der Freude heller Strom,  
Des Leidens schwarze Muten,  
Von jeder Lust birgt's ein Atom,  
Vom Bösen und vom Guten.

Drum greife kühn in diesen Raum  
Und lerne ihn verwalten;  
Schau zu, was Wirklichkeit und Traum  
Und was du mußt behalten!

Mein Herz ist jung und deines alt,  
Sie hämmern in der Klause,  
Und beide liegen, ach, wie bald,  
Tautlos im Totenhaufe!

Herm. Pöll.



Ich war zu sehr ergriffen, um etwas erwidern zu können. Wortlos nahm ich die dargereichte Hand der Nonne, wortlos wandte ich mich um und verließ das Zimmer; auf der Schwelle einen letzten Blick auf die edle, von hellem Mittagsglanz umflossene Gestalt, das schöne, bleiche Antlitz, die über der Brust gefalteten Hände zurückwerfend.

Noch war die Tür nicht wieder ins Schloß gefallen, so hörte ich schon den sanften Klang der wohlklingenden Stimme, wie sie den Kindern zuredete, hörte die disharmonischen, gurgelnden Töne der Antworten und sagte abermals wie vorhin drinnen mit tiefem, bebendem Atemzuge: „Komtesse Hermine!“

Ja, Komtesse Hermine! Strahlend in glänzender Balltoilette, ein Bild des Lebens und der Lust, war sie eben an meinem innern Auge vorübergeglitten. So sah ich sie auch jetzt wieder in dem blendenden Lichte der in tausend Prismen sich brechenden Gaskronen stehen, wie sie, die Lippen zu einem spöttischen Lächeln gekräuselt, die Ballkarte in der einen Hand zerdrückend, während die andere den juwelenbesetzten Spizenfächer nachlässig bewegte, zu dem sich tief vor ihr verbeugenden Husarenoffizier sagte:

„Ich glaube, Sie irren sich, Herr Baron. Der zweite Walzer gehört dem Grafen Dlsberg.“

„Sie verzeihen, Komtesse,“ versetzte der Lieutenant, zu seiner vollen Höhe emporstöhnend, in merklich schärferem Tone, „der zweite Walzer gehört mir. Sie haben mir denselben vor acht Tagen auf dem Rout des österreichischen Gesandten schon zugefagt.“

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Baron. Meine Tanzkarte —“

„Geben Sie mir Ihre Karte, Komtesse, ich —“

„Wie dürfen Sie es wagen, mit der Komtesse Herschak in diesem Tone zu reden?“ klang es drohend in das erregte Zwiegespräch der beiden törichten jungen Menschenkinder.

Zwei glühende, von finsternem Hasse zeugende Augenpaare bohrten sich ineinander, heftige Worte fielen von beiden Seiten, Worte, nur leise geflüstert und übertönt von den rauschenden Weisen des anhebenden Walzers und doch so metallisch harten Klanges, daß es mich, der ich dicht daneben stand, durchschauerte wie todbringende Eisen. Dann gemessene Verbeugungen hüben wie drüben, und Komtesse Hermine entschwebte in den Armen des Grafen Dlsberg. Lichterglanz und Blumenduft, sinnberückende süße Töne, Spiel und Tanz in den goldstrahlenden Sälen, als ob niemals ein Schatten die Erde verdunkelt habe, und keiner ahnte, daß der Tod bereits mit niederfaß an der silberstrotzenden Tafel, daß in dem Anflingen der perlenden Champagnerkelche ein schriller Mißklang lauerte.

Am nächsten Morgen durchlief ein erschütterndes Gerücht die Hauptstadt. Auf der Hasenheide hatte in der Morgenfrühe ein Duell stattgefunden zwischen dem Grafen Dlsberg von den Gardenlanen und dem Baron Hoss von den Potsdamer Husaren, fünfzehn Schritt Barriere, Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit des einen Teiles. Hubert Graf Dlsberg, der einzige Sohn seiner verwitweten Mutter, war beim zweiten Gange tödlich getroffen niedergesunken und nach wenigen Stunden verchieden.

Ich weiß nicht, wer es gewagt, der jungen Komtesse Herschak, der unseligen Ursache des Zweikampfes, die furchtbare Kunde zu bringen; ich hörte damals nur, daß Komtesse Hermine bei der ersten Nachricht von dem Duell und seinem tödlichen Ausgange ohnmächtig zusammengebrochen sei. Im folgenden Winter wartete ich vergebens darauf, den Stern des vergangenen Jahres am Himmel der Gesellschaft aufleuchten zu sehen. Komtesse Hermine erschien nirgends. Wenn einmal die Rede auf das schöne, geistreiche Mädchen kam, suchte man die Achseln und meinte, es sei am Ende begreiflich, daß die Komtesse sich scheue,



den Boden der Residenz, wo ihr Uebermut zu einem so tragischen Ereignis Veranlassung gegeben, schon jetzt wieder zu betreten, sie werde jedenfalls im nächsten Jahre zu neuen Triumpfen auf der Bildfläche erscheinen. Aber Komtesse Hermine täuschte auch im folgenden Winter die Erwartungen ihrer Freunde wie ihrer Feinde.

Sie sitze einsam auf dem Gute ihres Bruders in irgend einem weltverlorenen Winkel der Provinz und traure wohl noch immer um den heimlich geliebten Baron Haffon, der nach Verbüßung seiner Festungshaft sich gänzlich von ihr zurückgezogen, hieß es hämisch da und dort. Dann war sie verschollen. Die Großstadt, in der die Welle die Welle treibt, ist schnelllebig und vergeßlich; der Strudel des Lebens reißt alles mit sich, was nicht fest und sicher aus dem Strome emporragt. Nach zwei, drei Jahren sprach kein Mensch mehr von der Komtesse Herschitz und dem mit ihrem Namen verknüpften Duell. Ich selbst wurde bald darauf versezt und hatte der aufregenden Begebenheit kaum noch gedacht.

Aber die Fäden der Geschichte sind wunderbar gewoben und laufen noch wunderbarer ineinander. Hier in der westfälischen Irrenanstalt hatte ich die gefeierte Schönheit wieder gesehen als arme, demütige Ordensfrau, hatte sie, die zart erzogene, vor jedem Auge und Ohr peinlich berührenden Gegenstände ängstlich behütete Weltkugel, gefunden als Schützerin und Pflegerin von Kindern, deren geistige und körperliche Verfassung ihr Feingefühl täglich und stündlich beleidigen, deren Anblick allein eine fortgesetzte Marter für sie sein mußte.

Und dennoch, wie ich sie mir wieder vergegenwärtigte: — am morgen an der Spitze der erlesenen Schar, die sie zum Tische des Herrn führte, und jetzt, das blödsinnige Peterchen auf dem Arme, mit einem Strahle der Liebe in dem schönen Auge, edler und höher als aller Glanz der Mutterliebe; da fühlte ich, daß Schwester Angela glücklicher sei, als Komtesse Hermine je gewesen. Was die eine gefehlt in leichtsinnigem Jugendübermut, die andere hatte es gesühnt und sühnte es noch in ernster selbstgewählter Buße.

Tief bewegt von den auf mich einströmenden Gedanken, erfüllt von Hochachtung vor einer Religion, welche den Menschen so über sich selbst hinausheben und die Sünde sogar zu einer Stufe an der Himmelsleiter werden lassen kann, schritt ich durch die hallenden Gänge und fand mich erst wieder, als unter der Türe des Speisesaales mein lebenswürdiger Reisefreund mir

entgegentrat, die kleine Schwester zärtlich an der Hand haltend.

„Herr Oberstabsarzt, ich möchte — —. Aber mein Gott,“ unterbrach er sich selbst, „was ist Ihnen denn? Wie sehen Sie aus?“

Ich strich mit der Hand über die Stirne und sagte mit einem schwachen Versuch zu scherzen: „Ich habe Gespenster — nein, gute Geister gesehen, deren Anblick mich mehr ergriffen hat, als ich selbst geglaubt haben würde. Schwester Angela —“

„Ach,“ fiel Emma Forster ein und die glanzlosen Augen belebten sich. „Sie waren mit Schwester Angela oben bei den kranken Kindern?“

„Ja, ja,“ nickte ich der eifrigen Fragerin zu.

„Und Sie hat Ihnen die traurige Geschichte vom Hähnchen und Hühnchen erzählt? O, wenn Schwester Angela uns abends davon spricht, müssen wir alle weinen.“ Und schon begannen die Augen des Kindes sich mit Tränen zu füllen. — „Aber schöner noch ist es,“ fuhr sie zutraulich fort, sich dichter an meine Seite drängend, „wenn Schwester Angela uns vom Christkinderlein und der lieben Muttergottes erzählt, von dem Heilande, der aus Liebe zu uns — —“

Die Kleine stockte, sie hatte augenscheinlich den Faden verloren, aber sie schaute nach einem kurzen, verlegenen Schweigen so glücklich, so unschuldsvoll, fromm und gläubig zu mir auf, daß ich mehr denn je mich überzeugt fühlte, der Herr habe gern Wohnung genommen in diesem reinen Herzen trotz der mangelnden Geistesgaben.

„Ihr habt Schwester Angela wohl recht lieb?“ fragte ich nach einer Weile.

„Lieb? O so lieb! so lieb!“ und das wortarme, schüchterne Mädchen wurde ganz bereit in dem Preise der treuen Erzieherin.

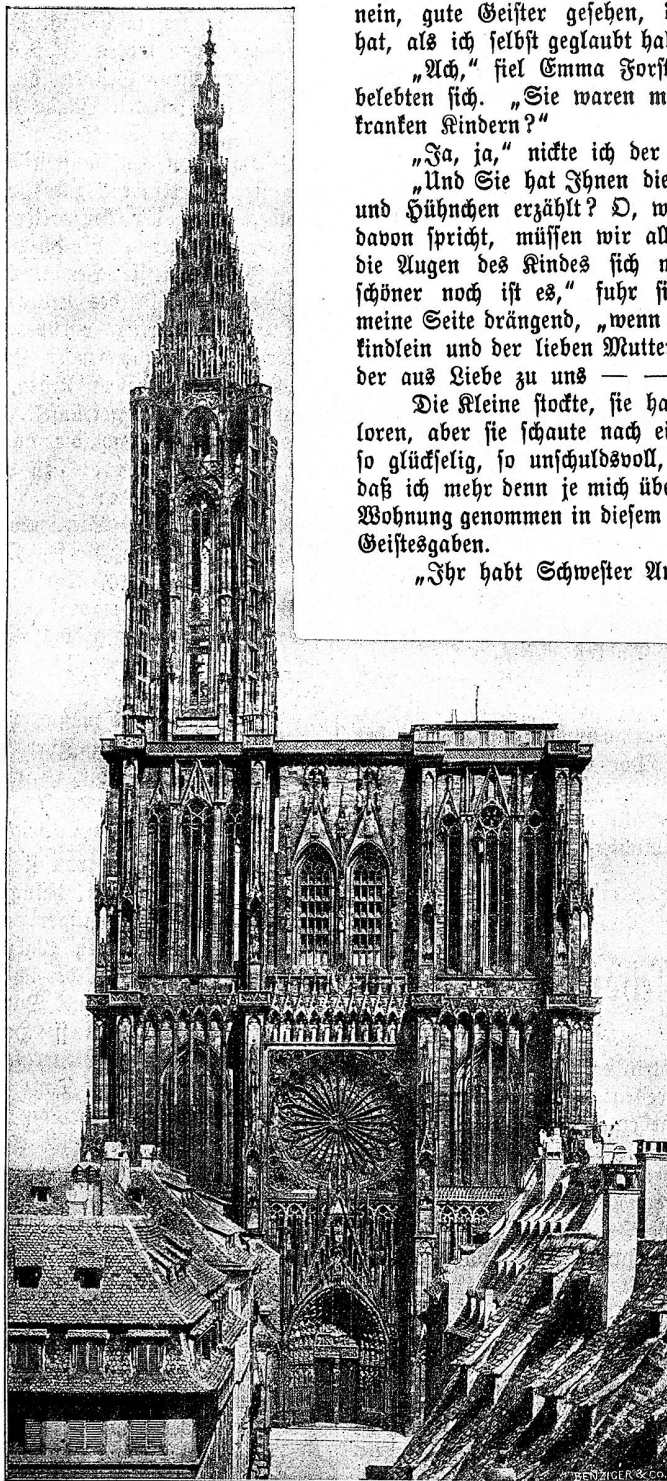
Schwester Angelas Name war der Bannspruch, der alle bösen Mächte beschwor, der feste Halt und Hort dieser unglücklichen Geschöpfe. Ihr Lob erklang gleichmäßig aus dem Munde der ihr mit bewundernder Liebe anhangender Kinder, wie aus dem ihrer neidlosen Mitschwestern.

Schwester Angela und Signora Baldina! So gleich in mancher Beziehung war der Anfang ihres Lebenslaufes gewesen und wie verschieden nun ihr Ausgang! Ich hatte mich bei der Oberin nach der Sängerin erkundigt und den traurigen Bescheid erhalten: „Unheilbar!“

Kurz nach Mittag nahm ich Abschied von Wellendorf. Als ich schon im Wagen saß und meinem zurückbleibenden Gefährten, der eigentlichen Veranlassung dieser merkwürdigen Wiederbegegnung, freundlich Lebwohl winkte, umfaßte mein Blick noch einmal die mächtigen Bauwerke, die hohen Mauern,

die schier endlosen Fensterreihen, den Turm der Kirche und den am Bergabhäng liegenden Friedhof der Anstalt. Dort oben betete und küßte Schwester Angela, und dort unten würde sie einstens, wenn ihre Sühne vollendet, im Schatten des Kreuzes ruhen.

Seltene Wandlung des Geschicks! Wunderbare Verkehrung des Fluches in Segen!



Strasburger Münster (vordere Ansicht).

Zum Segen, ja zum reichsten Himmelssegens für viele ist das einst gedankenlos vergeudete Leben der schönen Komtesse Hermine Herschaft geworden, und ich selbst segne noch heute die Stunde, in welcher der Eisenbahnunfall mich, statt nach Hannover in die Oper Mascagnis, nach Wellendorf in das Irrenhaus führte.



## Unkraut streuen.

### I.

Es ist ein ganz junges Mädchen vom Lande das Dienstmädchen der Frau Verwalter, unerfahren und ungewandt. Erst seit einigen Wochen ist es da; heute schnürt es den Bündel. Es hat fast den Tag nicht erwarten können, an dem es endlich das „gelobte Land“ betreten konnte. Schöne Kleider, städtischer Schnitt, Lederbissen, daneben ein schöner Wagen frei verfügbares Geld — das waren Babettens Träume von einer Stelle in der Stadt. Daß es auch Pflichten zu übernehmen und zu erfüllen gebe, daran dachte sie am allerwenigsten, und die Mutter hatte auch vergessen, ihr davon zu sprechen. Es wird sich schon von selber machen.

Und es gab sich von selbst, nämlich das, daß die Illusionen schwanden und die unbändige Freude in Heimwehstränen sich auflöste, als die Frau Verwalter des Mädchens Augen und Sinn bei der Arbeit haben wollte und zuweilen vom Spaziergang durchs Fenster zurückholte. Noch mancher Tadel mußte sich Babette gefallen lassen, als der Kommissionengang in die Stadt durch das Gassen vor den Schaufenstern sich allzu sehr in die Länge zog; als schon das erste Trinkgeld in Schokoladentäfelchen umgewandelt wurde; als Babette sich als erste zu Tische setzte und sich unbekümmert der andern mit dem Besten bediente; als sie am Morgen nach der daheim geduldeten Gewohnheit nicht aus den Federn wollte usw. Die Frau Verwalter war eine gute, verständige Frau und schrieb die Verschüffe der Jugend und der Unerfahrenheit zu; sie rügte mit sanftem, ruhigem Wort und war gleich nachher wieder gut. Das Mädchen, das nicht bösen Willen hatte, fing an einzusehen, daß die Herrin es gut meine und versuchte ihren Willen zu tun. So begann das Verhältnis sich für beide Teile gut zu gestalten. „Ich glaube doch, ich bring's mit der Babette fertig,“ sagte die Frau Verwalter eines Abends zu ihrem Manne.

Doch schon am folgenden Tage wurde ihre Geduld wieder hart auf die Probe gestellt.

Babette kam wieder erst aus dem Zimmer, als Frau Verwalter selber das Frühstück gerichtet hatte für die zur Schule rüstenden Kinder. „Spüte dich nun,“ gab sie dem Mädchen mit auf den Weg, als dieses sich endlich zum Ausgang anschickte. Doch über einem durch die Straßen wandernden Festzug war die Mahnung und die Hälfte der Aufträge bald vergessen. Als

die Säumige endlich mit dem halbleeren Korb zurückkehrte, drohte der Geduldsfaden der langmütigen Frau doch zu reißen und sie verbeutete Babette mit etwas mehr Tenor, das Vergeffene nachzuholen.

Die Frau Krämerin im Spezereiladen las Babette das kleine Gewitter von den Augen ab und legte gerne noch einen Funken hinein, war sie doch der Frau Verwalter noch etwas schuldig, weil sie ihr verbeutet hatte, dem Mädchen keine Chokoladenstengel mehr zu verkaufen. „Hat die Gnädige heute wieder einmal nicht den Guten? Weiß schon, wie sie's kann, sie wird's Ihnen nicht besser machen als den andern. Doch die haben sich nicht lange traktieren lassen, s'gibt noch andere bessere Plätze genug, wo man die Finger streckt nach solch jungen, starken Mädchen.“ Und zur Bekräftigung ihres Wohlwollens ließ sie nun den Chokoladenstengel gratis mitlaufen. „S'wird schmal genug hergehen drüben.“

Das schlug ein. Vielleicht war's anderswo doch so, wie Babette einst geträumt, da wär's doch albern, wenn man sich das Regiment gefallen ließe und zudem noch den bescheidenen Erstlingslohn.

Von jetzt an war's aus mit Babettes Gefügigkeit; bei jeder kleinen Reklamation — und deren waren eben bei aller Rücksicht noch viele nötig — gab es eine saure Miene und schnippische Antworten. Da hörte aber die Langmut der guten Frau Verwalter auf, sie duldete Troß ebenso wenig an den Mädchen wie an den eigenen Kindern. „Entweder fügen Sie sich, oder Sie können gehen!“

Babette zog letzteres vor. Sie rechnete auf die Hilfe ihrer guten Freundin im Spezereiladen, die ihr das Tor zum Schlaraffenland schon öffnen werde. Aber so weit ging deren Freundschaft doch nicht, sie hatte diesen Ausgang nicht berechnet und wollte auch nicht die Hände darin haben, und damit Verwalters Rundschaft verlieren. So wies sie das Mädchen an eine Stellenvermittlerin.

Heute tritt nun Babette die neue Stelle an als Biermädchel in einem Restaurant geträumte Glück findet, oder Unkrautes zu rechnen bekommt?

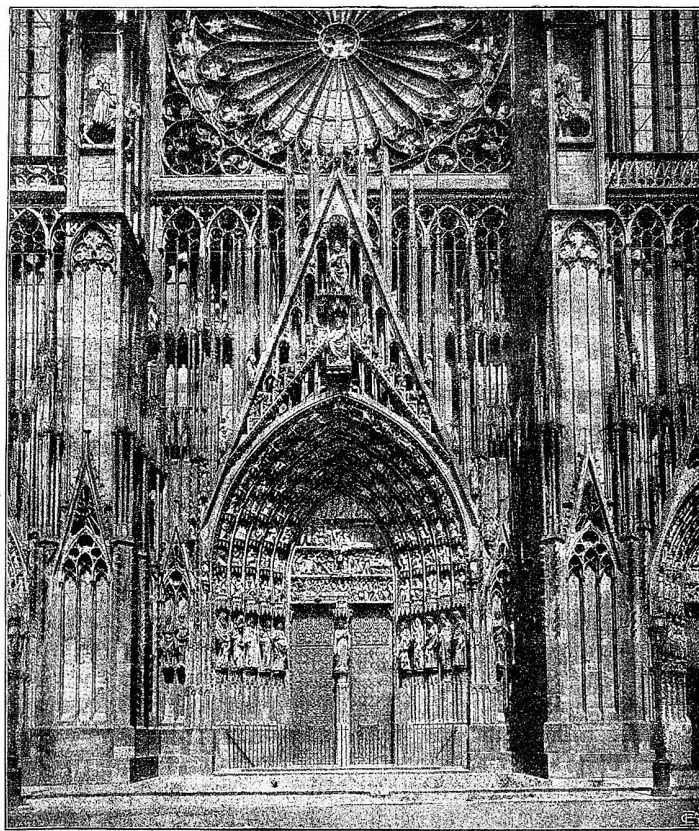
III. Ranges. Ob sie dort das vielleicht nicht bald genug mit den bitteren Früchten des gestreuten Unkrautes zu rechnen bekommt?

### II.

Sonntag Nachmittag! Die Städter zogen hinaus aus den dumpfen Gassen ins freie Land. Die Sommerwirtschaft Flora mit ihrem geräumigen, schattigen Garten zählte heute besonders viel große und kleine Gäste.

Etwas abseits von den übrigen saß Herr Affessor N. mit einem blaffen Vierjährigen, offenbar Vater und Sohn. So lange das große Shruppglas noch etwas Inhalt aufwies, gönnte der Kleine dem Papa für Bier, Zigarren und Zeitung ebenfalls ungestörten Genuß; dann aber richtete er so viele „Warum“ an den Papa, daß dieser einsah, daß die Politik vor dem übernommenen Hüteramt zurückzutreten hatte.

Wo ist denn das Mütterlein? Wir werden gleich hören.



Strasburger Münster (Hauptportal).



Die noch leeren Bänke nebenan wurden mit Neuankommen gefüllt: eine kinderreiche Familie unter dem Patronat von Vater und mehr noch einer zielbewußt auftretenden Frau Mutter, die die Jungmannschaft an ihre Plätze beordnete und sie behend mit Tisch- und Trinkwaren versorgte, den kleinsten Hofmann an ihre Seite setzte und nebenbei noch das ganz Kleinste wägelte. Der Herr Gemahl durfte bloß zuschauen und etwa noch Zahlmeister spielen. Selbst für die Umgebung hatte die Gewandte noch Auge: „Warum ist Frau Gemahlin nicht mitgegangen?“ forschte sie bei Herr Affessor.

„Wir hatten Familienzuwachs“, beschied dieser, „meine Frau hat sich noch nicht erholt, sie ist etwas stark mitgenommen.“

„Ah sie geht noch nicht aus,“ meinte jetzt gekehrt die furchtbar Kräftige. Und mein Kind ist nur zwei Tage älter, aber ich bin schon lange wieder an meinem Posten, habe mich bei keinem länger gepflegt als höchstens 8—10 Tage. Mein Mann würde sich bedanken, die Wärterin länger im Hause zu haben, oder selber die Kindsmagd zu spielen. Uebrigens übertreiben es die Herren Aerzte mit dieser neuen Verordnung, zwei bis drei Wochen zu liegen; dabei werden die Frauen nur elend und ertragen nachher erst recht nichts mehr. Da soll man einmal unsere Großmütter fragen, da wars noch anders.“

Der Herr Notar war im Grund ein guter Ehemann, der seine Frau liebte, er schnitt, sich mit seinen Kleinen zum Weggehen anschickend, der Redseligen das Wort ab: „Meine Frau ist sehr zart.“

Jedenfalls hätte er seine Zarte nicht an diese Robuste getauscht, die mit ihrer Gesundheit und Kraft prokte, als wäre sie nicht Geschenk, und als berechnete sie, auf andere, die davon weniger haben, verächtlich herabzusehen.

Aber einen kleinen Stachel hatte der Vergleich doch zurückgelassen: „ob sie nicht doch etwas recht haben könnte mit dem „Sichgehenlassen“?

Daheim wartete ein blaßes Frauchen auf die Rückkehr der Ausgegangenen, denen sie mit einer Träne im Auge nachgesehen hatte. O, sie wäre so gern da und dort auf ihrem Posten, aber sie fühlte ihr Unvermögen. Ob ihr Mann für dieses die Geduld nicht verlieren würde? Gewiß, sie wollte mit doppeltem Gleichmut ihre Leiden tragen und trotz dieser versuchen, doch recht heiter sich zu zeigen, dem Gatten und dem Kinde zu Lieb.

Einsilbig kamen die beiden nach Hause; Frau Anna beobachtete es mit jenem Gefühl der Empfindsamkeit, das so gern Hand in Hand geht mit körperlicher Schwäche.

„Wirst du versuchen heute aufzustehen?“ fragte Herr N. am andern Morgen seine Frau im Weggehen.

Frau Anna fühlte die leise Mahnung heraus und war trotz dem Unbehagen, das sie spürte, und trotz den Einwendungen der Wärterin beim Mittagstische. „So ist's recht“, meinte der heimkehrende Gatte, durch seinen Erfolg ermutigt, „nun wirst du täglich kräftiger und kannst bald die kleine Else selber pflegen.“ Nach acht Tagen versuchte Frau Anna auch dieser Aufforderung nachzukommen. Doch die Kleine war das Kind ihrer Mutter, zart und deshalb „vielbrüchig“. Die mühevollen Pflege und die Sorge um das zerbrechliche Geschöpfchen nagten an der schwachen Gesundheit der jungen Mutter. Aber, ob sie es in der Angst um das Kind kaum recht fühlte, oder ob sie mit aller Energie gegen ihre Schwäche ankämpfte, — sie sprach zu ihrem Mann nie von ihren Leiden. So beobachtete es dieser auch nicht, daß sie mit jedem Tage blasser wurde. Erst als eines Tages der Arzt zu der Kleinen gerufen wurde, erklärte dieser Herr N.: „Ihre Frau ist kränker als das Kind“. Die Symptome lassen darauf schließen, daß sie sich, wohl zu früh aus dem Wochenbett aufstehend, in der anstrengenden Pflege des Kindes ein ernstes, kaum mehr zu heilendes Unterleibsleiden zugezogen hat. Es lassen sich bei zarten Frauen nicht dieselben Normen ziehen wie bei den Kräftigen.

Die Befürchtung des Arztes hatte allen Grund. Frau Anna ist nie mehr ganz gesund geworden.

## Brief an den Verfasser der „Alpenrosen mit Dornen“.\*)

Von einem „Wibervolk“.

— \*\* —

(Schluß.)

Abgesehen von den erwähnten und den übrigen „Schlenkerer“ bemerkt man aber, wenn man genauer zusieht, daß Sie in Ihrem Buche den Frauen Ehre, sogar recht viel Ehre erweisen. Die erste Person, von welcher Sie sprechen, gehört diesem Geschlechte an, ist eine unansehnliche alte Jungfer, und deren Gabe, der Strauß Alpenrosen, macht bei Ihnen der Unschlüssigkeit ein Ende, welchen Titel Sie dem Buche geben wollen. Zum guten Schluß bringen Sie ein Zwiegespräch mit Ihrer greifen Freundin, der Platane, der Schattenspenderin, vor Ihrer Kart-hause, der Sie eben durch dieses Zwiegespräch gewissermaßen die Würde eines menschlichen Wesens zuerkennen. Können wir denn noch mehr verlangen, als daß Sie mit uns anfangen und mit uns aufhören? Im Verlaufe des Buches aber treffen wir noch auf sehr viele Stellen, die uns aufrichtig freuen dürfen. „Die Schweizer Frauen sind Persönlichkeiten“, d. h. solche Persönlichkeiten, die verstehen, sich geltend zu machen, sie sind „tapfer“, so daß Sie Respekt vor ihnen haben. Trotzdem Sie auf die Emanzipation, eigentlich mehr auf deren Auswüchse, gar nicht gut zu sprechen sind, lassen Sie sich doch die Frauenbewegung in der Schweiz gefallen, weil Sie gefunden haben, daß dieselbe in ganz vernünftigen Grenzen sich bewegt. Sie sprechen höchst anerkennend von mancher braven Mutter, liebenswürdigen, stillen und freundlichen Gattin, klugen Hausfrau, guten, ja hochherzigen Schwester, denen Sie begegnet sind. Wie dem gehorsamen Mädchen von Schwyz, das sich seine beschwerliche Last verlüst durch den Gedanken: „Was die Eltern verlangen, das muß man gerne tun,“ — so winden Sie auch ein Kränzlein der alten „Hauserin“ des Toggenburger Pfarrers, weil sie ihrem Herrn vieles erspart, indem sie ihm die schwarzen Tuchröcke selbst webt, näht und schneidert. Im Gegensatz zu vielen auf der Reise gar hochfahrenden Herren und Damen fanden Sie es nicht unter Ihrer Würde, achtungs- und vertrauensvoll jeweils nicht nur mit Wirtinnen und Wirtstöchtern, sondern auch mit Kellnerinnen und Zimmermädchen zu sprechen und, wo dieselben ehrenwerte Gesinnung zeigten, ihnen aufrichtiges Lob zu zollen. Warmes Mitleid ergriff Ihr Herz beim Anblick der schwermütigen Nelpserin. Weil Sie auch anderes Herzleid in edelster Weise zu würdigen wissen, gönnen Sie in Ihrem Buche ein Plätzchen sowohl dem „Abendlied der armen Mätherin“ von Peter Halter als dem Liede der rätoromanischen Jungfrau, die in ihrem Heimweh nach dem fernen Geliebten klagt: „Mir springen die Tränen, und voll ist mein Herz.“ Am meisten Teilnahme widmen Sie der Pfarrerschwester von B., deren Erlebnis Sie zur Erkenntnis führt, „es gebe doch auch unter den Mannsleuten schlimme, herzlose Kreaturen.“

Bei dieser letztern Episode hat mich etwas ernstlich gestört, und das will ich jetzt gerade heraus sagen, trotzdem es der Herr Pfarrer von Freiburg ist, zu dem ich spreche. Nicht gefallen hat mir der folgende Satz: „Von der armen Marie aber höre ich, . . . daß sie bald nach meiner Abreise in ein — Kloster gegangen sei, zweifellos, weil der Erwählte ihres Herzens daselbe gebrochen hat.“ Mag sich in diesem speziellen Falle die Sache verhalten, wie sie will, scheint es mir, es wäre besser, wenn nicht auch von autoritativ katholischer Seite dieser Grund als alleinige Ursache zum Eintritt ins Kloster angegeben würde. Dadurch werden solche Leute, welche die Klöster nur von außen oder vom Hörensagen kennen, in der irrigen Meinung und sentimentalischen Auffassung bestärkt, hinter den Klostermauern seien lauter Unglückliche beisammen. Hoffe recht sehr, es sei nicht nötig, meinerseits zu versichern, daß einzig und allein die Rücksicht auf diese verkehrte Anschauung Vieler mich bewogen hat, Ihre Aufmerksamkeit auf den zitierten Satz zu lenken; und zwar hoffe ich, es sei deshalb nicht nötig, weil Sie mich nicht für so einfältig halten werden, daß ich etwa



mir einbilde, ich müsse Sie, Herr Pfarrer, belehren. Als Priester wissen Sie selbstverständlich ebenso gut, daß auch in unserer Zeit alljährlich eine große Zahl Seelen im frischesten Morgenrot der Jugend das Opfer ihrer selbst freudig auf den klostertlichen Altar niederlegen.

Es mag nun gerade in Einem hingehen, daß ich noch gegen einen andern Satz protestiere, nämlich gegen Ihren Ausspruch, die Heiligen seien in unseren Tagen ausgestorben. Das wollen wir dann doch nicht hoffen oder vielmehr fürchten, Herr Pfarrer! Da ist der Verfasser eines Lehrmittels „Die Kirche“, das in unsern Schulen gebraucht wird, anderer Ansicht. Bei den Kennzeichen der katholischen Kirche wird in diesem Lehrmittel gesagt: „In der katholischen Kirche gab und gibt es immer Heilige . . . . Keine Zeit ist ohne Heilige gewesen.“ Also wird es auch die unsere nicht sein!“ — Auf der Reise durch das Städtchen Baden bringen Sie eine recht liebliche Beschreibung des dortigen Lotterlebens in der guten, alten Zeit. Dazu bemerken Sie: „Man hat heute keinen Begriff mehr von der Lebenslust und Ungebundenheit der Menschen, die in den vergangenen Jahrhunderten in diesem ältesten Bade Süddeutschlands zusammentamen.“ Wenn es aber in einer Zeit, da der Becher der Lust derartig überfüllt, erwiesenermaßen Heilige gegeben hat, so brauchen wir heute, trotzdem „die Lumperei allgemein ist, und die Vergnügungen das ganze Jahr fortgehen,“ nicht zu verzagen, um so weniger, da Sie selbst von sehr vielen vortrefflichen Menschen zu berichten wissen.

In Mariastein haben Sie, schon bevor Sie zu Ihrem pessimistischen Ausspruch Veranlassung nahmen, einen hl. Moses gefunden; die Genügsamkeit eines Chorherrn zu Münster erscheint Ihnen „heiligmäßig“; da und dort tritt ein „Numero-Eins-Mann“ auf, auch ein „Mann nach dem Herzen Gottes“, ein „Ideal-Priester“, ein „Musterpfarrer“; unter der „geldarmen“ Geistlichkeit der Schweiz treffen Sie „goldene Priester“; die durch das Volk wählbaren und, Ausnahmen abgerechnet, meist gering besoldeten Pfarrer nennen Sie immer und immer wieder „Märtyrer“, möchten eher Köchin, eher Sigrift, eher Wegwart sein, als Pfarrer in der Schweiz. Weil diese Pfarrer aber nicht streifen, sondern sich mit ihrem „Bettlergehalt“ zufrieden geben, führt eine logische Ideenverbindung zu dem Spruche: „Wenig bedarf der Weise, weniger der Heilige“. An einer Klostertafel beobachten Sie „lauter abgehärmte, asketische Mönchsgesichter“, der P. Gastmeister ist die „Güte und Geduld zu Pferd“, und der Bruder Koch gehört nach Ihrem Urteil zu jenen wahrhaft frommen, kindlichen Seelen, welchen das Wort des Heilandes gilt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Auch mit einem Kapuziner „von altem Schrot und Korn“ werden Sie bekannt, dessen jüngern Ordensbruder Sie charakterisieren als „eine stille Seele mit milden Kindesaugen, die Sanftmut und Bescheidenheit selber“.\*)

Außerdem erfreuen Sie sich an dem „frommen, fleißigen Hirtenvöcklein“, den fröhlichen, echt katholischen Sennen mit ihrem uralten Alpsegen oder Betruf; das letztere gefällt Ihnen so gut, daß Sie fragen: „Ist das nicht Poesie und Religion in schönem Bunde, und muß der Segen Gottes und seiner Heiligen nicht auf solchem Volke ruhen?“ Nicht minder lobenswert finden Sie andere, kernige Alpenbewohner, die alle Tage eifrig mit ihrem Vater zum Gotteshause eilen, um dem Herrn und seiner Mutter das ganze Psalterium aufzuopfern, und widmen Sie eine anerkennende Erwähnung jener Mutter, die an jedem Abend nach dem Familienrosenkranz noch einen be-

sondern auf den Knien betete für ihren fernen Sohn, so lange er — in Vorbereitung auf das Priesteramt — Student war.

Sie selbst bezeugen also übergenug, daß es nicht gar so schlimm steht mit dem Glaubensleben in unserer Zeit. Das lärmende Tagesgetriebe bietet freilich nicht den günstigsten Boden für dessen Entfaltung und Würdigung. Sicher gibt es aber auch heute noch „Menschen-seelen, die fern der Welt in Verborgenheit und Niedrigkeit ihren Gott loben und Blumen und Früchte tragen für die Ewigkeit, denjenigen Blumen gleich, die in der Einsamkeit blühen und sterben, nur sichtbar dem Auge ihres Schöpfers.“

Bei der Rückkehr in die Heimat rufen Sie, wohlbefriedigt von Ihrer schönen Rundfahrt und noch mehr von den Menschen, die Sie neu kennen gelernt haben, erhobenen Herzens aus: „Was wäre die Erde mit all ihrer Herrlichkeit, mit ihrem Sonnen-Auf- und Untergang, mit ihrem Frühling und ihrem Sommer, mit ihren Alpen und ihren Strömen ohne den Menschen? Eine Einöde und ein Schauspiel ohne Zuschauer. Der Mensch ist der Hohepriester, der den Schöpfer der großen Natur erkennen und für sich und alle Geschöpfe die Hände falten soll zu dem, der alle diese Wunder geschaffen hat.“ —

An diese hohe und hehre Bestimmung des Menschen werden Sie gedacht haben, und an die Hindernisse, die der Erreichung des Ideales entgegenstehen, als Sie seufzten: „Wie schwer ist es, ein Mensch zu sein und als Mensch auf Erden zu wandeln!“ In dem Sinne muß man Ihnen gewiß beipflichten. Wenn Sie aber alles grau in grau sehen, wenn Sie Ihr Geburtsfest und den 1. Jänner als Trauertage bezeichnen und sich selbst als Pechvogel, — nein, da kann man nicht einverstanden sein. Wer mit so viel Empfänglichkeit für die Großtaten Gottes in der Natur ausgestattet ist und sie, kutschiert vom „Joseph“, so viel ungehemmter und intensiver als andere Menschen auf sich einwirken lassen kann, rechnet sicher falsch, wenn er der Meinung ist, er habe im Jahr nicht mehr als zehn Stunden Freude am Leben. Pfarrer in einer erzbischöflichen Residenz sein und dabei die Welt mit schönen Büchern, eines um das andere, beschenken, das kann nur ein Bevorzugter unter den Menschenkindern. Außer der Bitte um „ein gnädiges Urteil“ über mein Unterfangen im ganzen und im einzelnen, spreche ich deshalb zum Schluß herzhafte den Wunsch aus: Gott füge es, daß Sie die genannten Werktage des Lebens — nicht als Trauer- sondern als Freudentage — in unvermindertem Interesse für die Natur und die Bewohner dieses „Scheufals“ von Welt und in rüstiger Schaffenskraft noch recht oftmals wiederkehren sehen!

M. Arenburg.



## Die hl. Radegundis, Magd.

(24. August. — † 1290.)

Nach Dr. Besselheim.

Die hl. Radegundis wurde wahrscheinlich zu Wolfratshausen bei Augsburg von armen Eltern geboren. Sie lebte als Magd auf dem Schlosse Wellenburg und war eine treue Dienerin ihrer Herrschaft. Alle Zeit aber, welche sie in ihrem Dienste erübrigte, widmete sie dem Dienste der armen Kranken. Sie ließ sich nicht abhalten, durch den finstern Wald, in welchem Raubtiere hausten, häufig zu einem benachbarten Spital zu gehen, wo sie den Kranken die niedrigsten Dienste leistete.

Einmal hatte man sie bei dem Herrn verklagt, sie stehle im Hause Nahrungsmittel, um sie den Kranken zuzutragen. Als der Burgherr sie im Walde überraschte und ihr Bündel öffnete, fand er einen Topf mit Lauge, Bürsten und Kämme darin, womit sie die Ausschüden reinigen wollte. Einmal war sie auch wieder durch den Wald gegangen und kam nicht zurück. Besorgt suchte man nach ihr und fand sie in ihrem Blute. Wölfe hatten sie überfallen und todwund gebissen. Nach drei Tagen starb sie eines seligen Todes. Die Herrschaft ließ sie neben

\* Da hier von Kapuzinern die Rede ist, so sei es mir gestattet, ein Wort der Verteidigung anzufügen zu gunsten der H. Patres von S., mit welchen Sie scharf ins Gericht gehen, weil ein Zettel am Klostereingang besagt, daß für falsches oder abgerufenes Geld keine hl. Messen gelesen würden. Gelegentlich vernahm ich, daß leider ein „Wibervolk“ wiederholt Ursache bot zu dieser wirklich gerechtfertigten Mahnung, und zwar keines der untern Stände. Von unsern guten Patres Kapuziner ist hingegen schon zu erwarten, daß sie trotz des „Judenzettels“ Gnade für Nicht ergehen lassen werden, wenn ein „armes Schweizerweiblein“ in Unwissenheit solches Geld bringen sollte.



dem Hospital begraben und eine Kapelle über dem Grabe erbauen.

Das Andenken der hl. Radegundis ist bis auf diesen Tag ein gesegnetes geblieben. Im Jahre 1691 wurden ihre Gebeine feierlich erhoben und von der Gräfin Fugger von Wellenburg in ein seidenes goldgesticktes Gewand eingehüllt. Im Jahre 1820 wurden sie mit großen Feierlichkeiten in Waldberg, in der Diözese Augsburg, beigeseht. Dort wird jährlich am vierten Sonntag nach Pfingsten ihr Gedächtnis begangen.

Daß der hl. Radegundis das große Unglück wiederfahr, einsam im Walde von Wölfen angefallen zu werden und große Schmerzen zu leiden, soll eine Strafe Gottes für eine lässliche Sünde gewesen sein. Wie viel größer sind die Leiden, welche viele im Stande der Gnade nach einem frommen Leben voll reicher Verdienste hingeschiedene Seelen im Fegfeuer leiden.

Die Sünde, auch die kleinste lässliche Sünde, ist ihrer Natur nach das größte Uebel, weil sie eine Beleidigung Gottes ist. Man darf deshalb niemals glauben, in kleinen Dingen Gott ungestraft beleidigen zu können.

„Sollte auch die ganze Welt zugrunde gehen, sollten mehrere, ja unendlich viele Welten voller Geschöpfe zu nichte werden, so müßte doch ein jeder dies eher zulassen, als nur durch die geringste Sünde Gott beleidigen.“

III. Anselmus.



## Institut Marienburg

(Wykon, Kt. Luzern. In der Nähe der Stationen Reiden und Zofingen.)

Wiederum darf das herrlich gelegene Institut Marienburg auf ein gesegnetes Arbeitsjahr zurückblicken, in dessen Lauf mit Gottes Hilfe viel Gutes gestiftet und geschaffen wurde.

Auf der Marienburg weht eine herrliche Luft. Rein und erfrischend umgibt sie die muntere Schar der lieben Institutstöchters, welche sich so glücklich fühlen im dortigen heimeligen Familienleben. — Aber auch die geistige Luft, welche hier oben weht, erfrischt Herz und Sinn, denn der Ton des Benediktinerordens ist bekanntlich ein äußerst schöner und wohlthuender. Hier mutet er uns besonders erquickend an. Vor allem sind die ehrw. Benediktiner-schwester der Marienburg bestrebt, den ihnen anvertrauten Töchtern eine gute und religiöse Erziehung zu geben und denselben all jene Fähigkeiten und Kenntnisse beizubringen, welche heutzutage zum guten Fortkommen im Leben draußen dienen. Dabei ist für jedes Alter und für jede Begabung Vorsoorge getroffen.

Die sechsklassige Primarschule bietet schon jüngern Mädchen einen guten Unterricht in den gewöhnlichen Schulfächern und Handarbeiten, während die zweiklassige Sekundarschule und der Seminarkurs für die weitere und weiteste Ausbildung der größeren Töchter sorgen. Auch der so nützliche und vielbegehrte Haushaltungskurs fehlt auf der Marienburg nicht. Auf Wunsch wird den Töchtern auch eine gute praktische Anleitung im Kochen, wie in den übrigen Haus- und Gartenarbeiten erteilt. Selbstverständlich fehlt der französische Sprachkurs auch hier nicht. Dazu kommt ein gründlicher Unterricht in allen weiblichen Handarbeiten und es ist gute Gelegenheit vorhanden zur Pflege der edeln Musik. Da wird auf besondern Wunsch Unterricht im Klavierspiel, Harmonium, in Gitarre und Zither zu sehr bescheidenen Tagen erteilt. Den tit. Eltern wird auch noch eine große Erleichterung der Nebenauslagen geboten, indem die teuren Schulbücher jetzt mietweise sehr billig vom Institute zur Verfügung gestellt werden. Auch die Poesie wird auf Marienburg gepflegt. Das haben die reizenden Aufführungen zu Weihnachten und zur frohen Faschingszeit, sowie die schöne Schlussprüfung bewiesen. Das sehr gut geführte Institut sei daher

den tit. Eltern und Vormündern bestens empfohlen. Der Preis des Schuljahres beträgt nur 400 Fr., also sehr billig in Anbetracht der reichlichen, guten Kost und der gesunden, auch zur Kur und als Erholungsort dienlichen Lage.



## Der Lavendel oder die Spieße.

Nach C. M. Zimmerer.

Er erreicht wie der Rosmarin bei uns eine Höhe von 50—60 Centimeter, wird aber in den südlichen Ländern höher. Früher schon wurde er zu Waschungen und Bädern benützt, daher auch sein aus lavare, waschen, gebildeter Name. Ehedem legte man allgemein auch das Kraut zwischen das Leinenzeug, um diesem einen angenehmen Geruch zu verschaffen und verschiedenes Ungeziefer davon fern zu halten; heute tut es kaum mehr eine alte Bauersfrau. Ich habe indessen durch Erfahrung die Ueberzeugung, daß Wäsche und Kleidungsstücke, die mit dem aromatisch-würzigen und reinigenden Geruche des Lavendels durchzogen sind, eine Art Schutzhülle gegen ansteckende Krankheiten bilden. Aber diese Pflanze wird nur noch „verschämt“ gezogen in irgend einem Winkel des Gartens, wo sie ein kümmerliches Dasein fristet; giftige Biergewächse haben sie verdrängt und nehmen mit unverschämter Dreistigkeit einen Platz ein, der ihnen so wenig gebührt. In einem einfachen Hausgärtlein sollte man überhaupt nicht mit der „Mode“ gehen wollen, sondern die alten, guten, heilkräftigen, nur zu bescheidenen und in Wirklichkeit oft so hübschen und zierlichen Gewächse hegen und pflegen; denn da wo sie stehen, sind sie wie eine Schilwache für unsere Gesundheit. Der Lavendel hat, ähnlich dem Rosmarin, linealische lange, schmale Blätter, mit umgebogenem Rande und krautige, gerade aufsteigende vierkantige Aeste, die in eine blaue, unterbrochene Blütenähre endigen.

Er enthält ein balsamisch duftendes heilsames ätherisches Del, das als Lavendelöl zu Parfümerien benützt wird, aber auch in der Apotheke erhältlich ist. Sein Geschmack ist angenehm bitter. Der Lavendel wird vielfach, wie der Rosmarin, in der Heilkunde gebraucht; gebräuchlich sind die Blätter und Blüten der Pflanze.

Innerlich verwendet man noch hin und wieder das Lavendelöl in ganz kleinen Gaben zu einigen Tropfen in etwas Wasser oder auf Zucker bei Ohnmachten, Schlaganfällen, Herzklappen u. s. w.

Besonders aber leistet dieses Del vortreffliche Dienste bei Verdauungsschwäche und Appetitlosigkeit, bei Blähungen, Kopfschmerz und Ueblichkeiten, die durch Gase hervorgerufen werden. Und Pfarrer Aneipp versichert, daß dasselbe von ihm auch bei Hypochondrie und Gemütskrankheiten mit dem besten Erfolge angewendet worden sei. Dieser große Doktor und Helfer in Not und Gefahr gab das Spießöl täglich zweimal je zu 5 Tropfen auf Zucker.

Außerlich wird Lavendelabsud zu Bädern, Umschlägen, Waschungen u. s. w. wie der Rosmarin benützt. Desgleichen streicht man Del oder Salbe auch auf Wunden, Geschwüre, u. s. w.

Wer Motten und Ameisen aus Pelzwerk, Kleidungsstücken u. s. w. fern halten will, der lege im Kasten Lavendelzweige dazwischen und es wird von diesen Insekten nicht beschädigt werden, da der Geruch des Lavendels dieselben tötet oder vertreibt.

Die Blüten sammle man vor ihrem Aufblühen mit dem Kelche, trockne sie im Schatten und hebe sie gut verschlossen in Blechdosen auf. Auch das Lavendelöl muß im Dunkeln aufgehoben werden. — Mit den Blättern verfährt man wie mit jenen des Rosmarins.

Redaktion: Frau A. Winiforfer, Sarmenflorf (Aargau).

Methode dazu ist diejenige der gründlichsten Lüftung; sodann wird Zimmerdecke und Tapete mit einem mit weißem Tuch umbundenen Kehrbesen von Staub usw. gereinigt. Fenster, Gesimse, Lamperien, Türen, Porzellanöfen, Schwellen und Fußböden werden, wo das ohne Schaden des Lackanstrichs geschehen kann, mit lauem Wasser und chemisch reinem Kaiserborax abgebürstet. Borax hat für solche Zwecke als beste Eigenschaft die Wirkung eines zuverlässigen antiseptischen Mittels. Nach der Reinigung sollte zu deren Unterstützung und zum Trocknen wieder kräftiger Luftzug die Räume durchziehen, damit guter Schlaf sich einstellen könne. Bei neuen und neu hergerichteten Wohnungen ist ein solches Verfahren ja nicht notwendig, aber bei älteren ist sie zum Wohlbehagen geradezu eine Notwendigkeit, der sich keine noch so durch den Umzug beschäftigte Hausfrau entziehen sollte. Wer ihr nachkommt, ist dann jedenfalls selbst vorwurfsfrei, wenn trotzdem Krankheit im neuen Heim ihren Einzug halten sollte, und hat auch hygienisch für seine neue Wohnung gesorgt; denn der viele Staub, welcher bei einem Umzug in der Luft und an Wänden und Fußböden spielt, ist mit dem Verfahren gleichfalls entfernt.

Redaktion: Frau A. Winistörfer, Sarmenstorf (Aargau.)

## GALACTINA Kindermehl

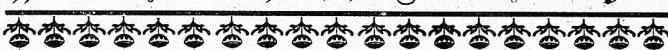
Die beste Kindernahrung  
der Gegenwart 172

22jähriger Erfolg. In Apotheken, Droguerien etc.

**Kräftigungs-Bedürftigen jeden Alters** gibt St. Urs-Wein wieder ihre Kraft, regt den Appetit an, bildet Blut und stärkt die Nerven. „St. Urs-Wein“ ist erhältlich in Apotheken à Fr. 3. 50 die Flasche nebst Gebrauchsanweisung. Wo nicht echt erhältlich, wende man sich direkt an die „St. Urs-Apothek“, Solothurn, No. 57 (Schweiz).  
Verband franco gegen Nachnahme. 148



Abonniert auf die  
„Schweizer katholische Frauenzeitung“.



# Garten- Croquetspiele

Gutes Fabrikat

163<sup>b</sup>

Hammerlänge 80 cm für 6 8 Spieler

Naturholz Fr. 11.50 Fr. 14.50

Fein poliert „ 17.—

Hammerlänge 90 cm für 6 8 Spieler

Naturholz Fr. 18.50 Fr. 22.—

Fein poliert „ 22.50 „ 26.50

Spezialhaus für Spielwaren

Franz Carl Weber, Zürich

60 und 62, Bahnhofstrasse, 60 und 62

## KÖCHINNENSCHULE

FREIBURG (Schweiz)

FÜR HOTELS, PENSIONEN, PRIVATHÄUSER

UNTER DER HOHEN AUFSICHT DER

REGIERUNG DES KANTONS FREIBURG

Dauer des Kurses:

Jedes Jahr vom 1. Oktober bis zum 1. Oktober

des folgenden Jahres

Für Prospekte wende man sich an

DIREKTION der MÄDCHENSEKUNDARSCHULE

FREIBURG



Heu!

Heu!

## Dienstboten-

## Hausbuch.

Ein praktischer Ratgeber für Dienstboten in ihrer Stellung, sowie besonders im spätern eigenen Heim mit 98 Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie mit 27 Schnittmusterfiguren.

Das über 400 Seiten zählende, hübsch gebundene Buch zerfällt in folgende Hauptteile:

1. Gedanken über Sparsamkeit. 2. Praktische Führung des Haushaltes. 3. Praktisches Kochbuch. 4. Ausbessern, Stopfen, Nähen. 5. Praktische Winke und Rezepte. 6. Praktischer Hausarzt. 7. Rechtliche Verhältnisse der Dienstboten.

Kein Dienstbote, keine Hausfrau sei ohne dieses Buch! — Preis Fr. 4.

Kasimir Meyer, Wohlen  
(Aargau).



## Nützliche Winke zur praktischen Erziehung für Eltern und Erzieher.

Von Elise Flury.

Preis Fr. 1.80.



